

[41]

## Unter der Asche.

Roman von F. Faidheim.

Und nun konnte sie gehen. Eine fieberhafte Unruhe und Todessehnsucht trieb sie zur Eile. Sie öffnete sachte ihre Thüre.

Da, eine Kinderstimme nebenan, rufend, liebevoll stehend „Mama! Mama!“

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte sie der Laut der Kinderstimme, weckte einen Gedanken in ihr, der plötzlich jeden Nerv erzittern, blendende Helle in ihr erleuchten ließ, und in dessen Licht sich die ganze Welt im Nu veränderte.

Warum lag sie auf den Knien? Warum horchte sie athemlos auf das Gemurmel im Nebenzimmer und auf die süße Kinderstimme, die mit hellem und fröhlichem Ton plauderte, indeß wohl die Mutter sagte: „Schlafe, mein Kind, schlafe ein, mein Herz!“

Ein Bild schwebte vor ihr, eine wundervolle himmlische Vision.

Und in ihr sagte eine sanfte, beruhigende Stimme: „Du mußt leben, dein Leben ist nicht mehr deines allein.“

Lange horchte sie. Das Kind drüben wollte nicht schlafen, immer wieder rief es: „Mama, liebe Mama!“ und dann sprach die Mutter leise und befahl dem kleinen Geschöpfchen, die Augen zu schließen.

Endlich stand Adriana auf von ihren Knien, sie hatte gebetet, heiß und inbrünstig gebetet, zum erstenmal in ihrem Leben mit ihrem Herzen Gott wahrhaftig gesucht. Und wer da sucht, der findet.

Sie schlich todesmatt nach ihrem Bett und warf sich darauf. Bleischwerer Schlaf umfing sie sofort und die Sonne stand schon hoch über den Bergen, ehe sie wieder erwachte.

Aber dies Erwachen war schrecklich. Ehe sie noch denken konnte, ehe sie die Augen geöffnet hatte, fühlte sie schon, fühlte das Unglück und wußte doch nicht klar, was es sei, das ihr Herz zusammenpresse. Dann kam das Erwachen und dann das Sichemporreissen zu dem vollen Bewußtsein des Erlebten.

Da lag auch Tauras Brief noch am Boden. Sie hob ihn auf und las ihn Wort für Wort. Jetzt wurde ihr alles klarer! Man hatte sie heimlich beobachtet. Hatte er ihr einen Lauscher bestellt? Hatte dieser gegeben, gehört und alles mißverstanden, ihm sofort überbracht? Aber durfte Taura der elenden Verleumdung glauben? Durfte er ohne weiteres den Stab brechen? Und da stand in seinem Briefe:

„Der Graf Custell ist mein Zeuge, daß ich thue was ich muß!“

Graf Custell — hatte er —? Wo kam denn Graf Custell plötzlich her? Nein, nein, nimmer! Sie begriff nichts von allem, als nur die Thatsache, daß Taura sie von sich schleuderte wie ein giftiges Reptil, sie auslöschte aus seinem Leben wie einen Flecken, der auf seine Ehre gefallen, sie bestrafte ohne Urtheil und Recht. Dieser letzte Gedanke blieb in ihr haften. Alles Andere war ihr gleichgültig. Die ganze Welt mochte sie beleidigen, tranken, verleumben, sie fühlte immer nur: Taura hat sie verstossen, ohne Urtheil und Recht. Dunkel kam ihr die Erinnerung an die Wesdahl's, aber jene beiden standen ihnen völlig fern, und wie hätten sie Taura beeinflussen können? Daß er Alix zwingen würde, ihm gehorsam zu sein und keinerlei Verbindung mit ihr zu suchen, war ihr völlig unbegreiflich. Aber Alix war doch nicht wie er von Eifersucht verblindet?

Sie aß und trank nicht.

Ihr Entschluß war gefaßt, sie reiste noch heute ab. Aber wohin? Sie wußte es nicht. Irgend wohin — das würde sich finden.

Zum Reisen aber brauchte sie Geld. Sie überzählte, was sie noch hatte, in ihrem Schmuckkästchen fand sie noch etwas vergessenes Geld, es mochte kaum für die ersten Tage reichen. Sie konnte aber dann ja auch ihrem Bankier schreiben.

Kein Wort an Taura. Nicht für die ganze Welt. In ihr waren nur wenige Gedanken klar, der eine, daß sie irgend wo sich verbergen müsse, wo sie ruhig nachdenken, sich besinnen könne und versteckt sei vor den bösen, beleidigenden Blicken der Menschen; der andere, daß Taura sich nicht von ihr scheiden dürfe, jetzt nicht, das dürfte nicht sein. Was werden sollte, blieb ihr noch völlig unklar, im Grunde hatte sie nur Empfindung für die ihr angethane Schmach.

Endlich war alles geordnet. Sie bezahlte die Rechnung, an die sie noch gar nicht gedacht hatte. Dann blieb ihr nur so viel, daß sie hoffte, bis Basel zu kommen.

Sie mußte sofort um Geld telegraphiren. Wohin? An den Rechtsanwalt Wöhlfahrt, er sollte es ihr nach Basel schicken. Im Bäderort orientirte sie sich über das Hotel, in welchem sie wohnen wollte. Sie wählte eines zweiten oder dritten Ranges, aus Furcht, Bekannte zu treffen. Dann sandte sie ihr Telegramm ab.

Alle diese äußeren Sorgen nahmen ihre Gedanken fürs erste in Anspruch; aber dazwischen horchte sie immer auf die Kinderstimme nebenan und zuweilen flog ein leises Roth über ihr Gesicht.

Endlich, gegen Mittag war sie zur Abreise fertig. Nur eins noch! Sie wollte gern den Namen ihrer Zimmernachbarin erfahren, der Kellner wußte ihn, aber nicht den Wohnort der Dame, und ihr war, als dürfe sie durchaus das Kind nicht aus den Augen verlieren. So ließ sie sich das Fremdenbuch bringen. Das erste, worauf ihre Augen fielen, war der Name: Gemming, Rittmeister a. D. aus Zwiesel. Erstaunt sah sie nach dem Datum. Ach, es war schon vor drei Wochen eingezichnet. Also Gemming war hier gewesen? Hatte er gehofft, Alix zu begegnen? Oder war es Zufall? Was ging es sie an? Alix, die nicht von Eifersucht verblindet war, hatte ebenso an ihr gezweifelt als Taura selbst. Sie notirte den Namen der Mutter des Kindes und dann war alles gethan.

Mit welchen Gefühlen verließ sie das Hotel! Es war ihr, als müßten alle diese Leute, welche sie trinkgelddbegierig umstanden, ihr ansehen, welche Schmach auf sie geworfen war. Mit Mühe heuchelte sie ein unbekümmertes Aussehen. Dazu kam ihr zum erstenmal im Leben die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit einer Geldverlegenheit in den Sinn und beängstigte sie in hohem Grade. Sie war nicht gewohnt, karg zu sein, und doch hatte jeder Franc in diesem Augenblick Werth für sie. Endlich saß sie im Wagen. Die Pferde zogen an. Wohin? Ach wohin? Ihr war's, als ginge es in eine öde, lichtlose Wüste. Wie in Todesangst krampfte ihr Herz sich zusammen. Nein, nein! Sie wollte nicht so elend werden, sie mußte zu Taura, ihm mit flammender Empörung sein Unrecht vorhalten und — dann? — wenn er ihr nicht glaubte?

Da war der See — so schön, so wundervoll! Sie schloß die weinenden Augen, ihr that die herrliche Natur Leute bitter weh. Mit dem Dampfer wollte sie nicht fahren, sie nahm in Brunnien die Eisenbahn und fuhr zweiter Klasse, gewiß, darin keinem Bekannten zu begegnen.

Dem Grafen und der Gräfin Custell war die ganze Reise durch das Erlebnis dieses letzten Tages verbittert. Nicht nur Tauras Unglück drückte sie tief nieder, sondern daneben das unerklärliche Gefühl, seine Frau offen protegirt zu haben, als sie, mit Hochmuth und Widersireben empfangen, in die Kreise Tauras zuerst eingeführt wurde. Die ganze folgende Nacht lag der Graf schlaflos in seinem Bette und schon bei Tagesgrauen stand er vor Taura, der offenbar gar nicht in dem heiligen gelegen hatte. Wie fürchtbar litt der unglückliche Mann! Wie verheert von Kummer und Verzweiflung sah er aus.

„Ich werde mit dem ersten Dampfboot hinüberfahren, Taura; Sie haben gestern Ihren Willen gehabt und an Ihre Frau geschrieben, mir ist aber das Bedenken gekommen, daß man sie doch erst hören sollte. Bevollmächtigen Sie mich, in Ihrem Namen und Interesse zu verhandeln.“

„Wir sind ähnliche Gedanken gekommen, Custell,“ sagte Taura bitter. „Großer Gott, wenn diese Frau wüßte, was sie mich leiden läßt! Gehen Sie, Freund, fahren Sie hinüber, und Custell, wenn sie — Doch nein! Verwünscht! Retten Sie mich vor meiner eigenen Schwäche! Denn sie war mein Leben, Custell, meine ganze Seele gehörte ihr.“

Auch Alix kam, als sie die Stimmen der beiden Männer hörte, auch sie sah entsetzlich bleich und übernächtigt aus. Mit ihr sprachen sie wie mit einem dritten Freunde. Daß sie ein noch junges Mädchen war, fiel beiden nicht ein, zu berücksichtigen; in solchen verzweifelten Momenten steht der Mensch dem Menschen nahe, sein Alter und Geschlecht thun nichts dazu und davon. Ja, Adriana sollte das Recht haben, Erklärungen zu geben. Ach, Alix und ihr Vater erinnerten sich beide nur zu genau, wie sehr Adriana gewünscht hatte, allein zu bleiben! Sie hofften nichts; aber Gerechtigkeit gebot, daß man sie höre.

So fuhr Graf Custell nach dem Arenstein, und als er am Abend wiederkam, brachte er die Nachricht, daß die Baronin Taura abgereist sei, ohne zu hinterlassen, wohin, und daß Graf Winstein in Brunnen seit einigen Tagen im Waldstätter Hof logirt und allabendlich bis tief in die Nacht gespielt habe. Wie stimmte dies zu dem Bericht der beiden Damen? Und wohin war Adriana gereist? War sie mit Winstein entflohen? Von dieser Stunde an nannte Taura den Namen seines Weibes nicht mehr.

Die Custells reisten weiter, ihn trieb es nachhaus, die ganze Welt war ihm verleidet.

Seine Verzweiflung machte ihn bitter gegen alles und Alix bedurfte einer unendlichen Geduld, um zu dem eigenen Kummer die Gereiztheit des Vaters zu ertragen. Tag und Nacht quälte sie der Gedanke, daß Adriana doch vielleicht Aufklärungen hätte geben können, so böß der Schein auch gegen sie sprach, aber jeder Versuch, ihrem Vater damit Hoffnung und Beruhigung zu geben, wurde von diesem streng abgelehnt. Er telegraphirte nach allen Richtungen um Winsteins Spur; seiner habhaft zu werden und an ihm seine Rache auszulassen, war Tauras einziger Gedanke die ersten Tage hindurch. Dann kam die Reaktion. Dem Schuft, der ihm sein Weib entführt hatte, mit der Pistole entgegenzutreten, war unmöglich, er ließ sich nicht finden und, als Taura sich dies erst klar machte, brach er vollends zusammen.

Er redete sich seinen Glauben an Adrianas Schuld so fest ein, als habe er die vollgiltigsten Beweise.

In Mutter Hufers sonntäglich gepukter Stube herrschte heute eine Festtagsstimmung, welche sich zunächst in einem Kuchen verrieth, den Mutter zu Ehren des Tages gebacken hatte. Und Hannes war der gefeierte Held des Tages. Hannes, der Liebling und Stolz der Großeltern war zurückgekehrt von der „unendlich“ weiten Reise, die er in Begleitung seines Herrn und dessen Familie gemacht. Von Twistel war dazu der Vater gekommen, ein schlächter, stiller Mensch, welcher von der Welt wenig mehr wußte, als was den Garten im Twistel anging, der unter seinen Händen freilich den Ruf einer Sebenswürdigkeit erlangt hatte.

Hannes' Mutter war todt; Großmutter hatte ihn aufgezogen, Großvater ihn die ersten Buchstaben gelehrt und jetzt staunten die drei Alten den schlant aufgeschossenen hübschen Jungen an, wie ein ihnen allen weitüberlegenes Produkt der Welterziehung, was freilich zum Glück Großvater sehr gut unter der Maske seines philosophischen Gleichmuths zu verstecken mußte.

Hannes hatte diesen ersten Nachmittag nach der Rückkehr von seiner Herrschaft Urlaub erhalten und konnte nun nicht genug erzählen von allem, was er gesehen hatte; daß in dem Bade Ems schwarze, gelbe, braune Menschen gewesen, daß er den Kaiser gesehen, den Kaiser und die Kaiserin, und daß beide keine Kronen auf dem Kopfe gehabt, sondern, wie andere Leute auch, Hut oder Mütze; aber das war nur eins von den

Wundern, welche die Alten hörten. Hannes erzählte mit jankelnden Augen von all der Herrlichkeit, die er gesehen hatte! Er kam überall mit hin, denn er mußte Frau Gerner und Fräulein Annita den Mantel oder das Tuch nachtragen, mußte den Wagenschlag öffnen, wenn sie ausfahren; ohne ihn wurde nichts unternommen, und dann rief sein Herr ihn heran und er durfte auch alles mit ansehen. O, er war gehalten, wie wenn er zu der Herrschaft gehörte! Aber er hatte „Werts“ gehabt und hatte fleißig das Benehmen seiner „Kollegen“ imirt und sich abgesehen, wie man mit vornehmen Leuten umgeht, und sein Herr hatte eines Tages gesagt: „Du bist ein anstelliger Burche, Hannes, ich steigere dir deinen Lohn um die Hälfte und nächstes Jahr bekommst du ihn doppelt, wenn du dich ferner gut führst.“

Den alten Leuten leuchteten die Augen, und der Gärtner, der so still dabei saß, strich über die seinigen mit der umgekehrten Hand.

Hannes aber erzählte weiter. Er sprach mit sichtlich Verehrung und Liebe von Gerner und den Seinigen und hätte nicht zu sagen brauchen: „Er ist so gut wie kein Mensch auf der Welt, und wenn meine Kollegen auf ihre Herrschaften schimpften, dann habe ich es ihnen tüchtig gesagt: Mein Herr wäre werth, daß er nach dem Kaiser der erste wäre, dann hätten es die Leute gut im ganzen Bande! — Und unsere Frau! Ich soll nicht „gnäbige“ Frau sagen, das hat sie mir verboten, aber wie die nett war! Und wenn Herren kamen und mit meinem Herrn sprachen, dann blickten sie sich vor unserer Frau wie vor einer Prinzessin, und wenn wir in Gesellschaft gingen, dann waren sie alle so freundlich mit „Unseren!“ Und nun gar Fräulein Annita! Na, wie die fliegen um den Milchtopf saßen die jungen Herren um sie her! Sie hat auch Heirathsanträge gehabt! Ich habe es wohl gemerkt, aber sie wollte keinen und —“ seine Stimme dämpfte sich, er neigte sich nach vorn, wie um sein Geseimniß ja recht leise zu sprechen: „Ich glaube, sie war oft, wenn sie allein war, ganz traurig! Und dann rief sie mich und fragte so herum nach allerlei Leuten im Dorfe, aber zuletzt waren wir allemal bei dem Herrn v. Lußgart, den Assessor meine ich —“

„Denke dir Hannes, der soll Landrath werden, der alte Herr v. Berg ist todt! Der Gendarm hat es neulich dem Großvater gesagt!“ rief die Großmutter.

„Du alte Schwatzie! Wie ein Sieb ohne Boden ist sie! Habe ich nicht gesagt, du sollst es nicht weiterreden? Aber ich hab's selbst schuld, ich alter Narr, ich kenne ja das Weibervolt und lasse mich doch immer wieder bethören!“

„Na, Großvater, ich sag's nicht wieder; ich kann schweigen wie das Grab, und wenn unsere Miß Mary mich auch noch so sehr flattirt, sie erfährt es nicht!“ versicherte Hannes ernsthaft. Dann setzte er aber jorgenvoll hinzu, ohne zu beachten, wie verlegen und gedemüthigt Großvater plötzlich ausjah: „Landrath soll er werden? Na, dann könnte es ja sein mit der Verlobung und Hochzeit! Aber das wird nimmer was, mein Herr ließe das nie zu! Den kennt ihr noch gar nicht, wie der eigentlich ist! Hier hat er so viel Aerger und Widerstand, da will er's durchsetzen gegen die ganze Welt; aber draußen, da ist er so freundlich und gut wie die liebe Sonne. Und wie vornehm und angesehen er ist, das glaubt ihr gar nicht. Zuweilen ging er in die Gesellschaft und dann hatte er seine ganze Brust voll Orden. Er macht lange nicht Staat genug damit, denn er ist nicht ein bißchen stolz; nur bei dem amerikanischen Gesandten, wo wir zu Mittag aßen, da that er sie alle an und noch bei zwei oder drei anderen Gelegenheiten. Eines Tages hat er sie mir auch mal alle gezeigt, weil ich ihn just um einen fragte, der mit lauter Diamanten verziert war. Den hatte er vom Kaiser Dom Pedro von Brasilien, und drei oder vier hatte er im Kriege bekommen und auch noch andere hatte er. Wenn er dann seinen Frack anzog und alle die darauf — na, ich sage euch, es war ordentlich eine Pracht! Und die Kleider, die unsere Damen hatten! Unsere Frau ging meist nur in schwarzen Kleidern, aber sie waren von lauter Sammet und Seide und Spitzen. Aber unser Fräulein —! Sie war die Schönste von allen, das sagte jeder! Und kaufen konnten sie sich, was sie nur wollten!“

(Fortf. folgt.)

## Der Häuptling. Von Heinrich Sientewicz. (Schluß.)

Endlich ertönt die Glocke; in der Arena erscheinen sechs befrachtete „Künstler“ in hohen Stiefeln, welche sich in zwei Reihen beim Eingange zu den Stallungen aufstellen. Zwischen diesen beiden Reihen stürmt ein Pferd ohne Sattel und Zaum in die Arena hinein. Auf dem breiten Rücken des Pferdes steht die schöne schwarzäugige Tänzerin Lina, welche nun unter Musikbegleitung ihre Glanzleistungen dem Publikum vorführt. Das Pferd rast im Galopp um die Arena und athmet schwer wie eine Dampfmaschine, die Peitschen knallen, die Clowns laufen dem Pferde nach, springen schreien und ohreigen sich, die Tänzerin jagt wie der Blitz vor den Augen der staunenden Zuschauer umher, welche begeistert applaudiren. Welche großartige Vorstellung! Das haben die Einwohner von Antilope noch nie erlebt!

Nr. 1 des Programms ist rasch zu Ende. Jetzt folgt Nr. 2. Das Wort „Sachem-Sachem“ schwirrt in der Luft. Alle unterhalten sich über den Sachem, nur von ihm ist hier heute die Rede, so daß niemand mehr die Clowns und deren tolle Späße beachtet. Während ihrer humoristischen Intermezzos wird in beträchtlicher Höhe über der Arena ein Drahtseil gespannt. Das Orchester hört auf. „Yankee Doodle“ zu spielen und stimmt die traurige Arie des Commandeurs aus „Don Juan“ an. Plötzlich fällt ein rother bengalischer Lichtstrahl vom Eingange her in den Raum und erfüllt die ganze Arena mit blutig-rothem Schein. In dieser Beleuchtung soll der schreckliche Sachem, der letzte der Schwarzen Schlangen, erscheinen!

Aber was ist das?! Nicht der erwartete Sohn der Wildnis, sondern der Direktor der Truppe selbst, Mr. Dean, erscheint. Er grüßt höflich nach allen Seiten und erucht in wohlgelesener Rede „die geehrten Gentlemen und die schönen und nicht minder geehrten Ladies, sich ja recht ruhig zu verhalten, nicht zu applaudiren und überhaupt den Sachem durch nichts in seiner „Arbeit“ zu stören, da der Häuptling heute sehr aufgeregt und wilder als sonst ist.“ Diese Rede ruft einen großen Eindruck hervor: die Honoratioren von Antilope, die vor 15 Jahren so tapfer auf die Bewohner von Chiabatta losgeschlagen, empfinden jetzt ein ganz eigentümliches Gefühl. Als die schöne Lina ihre Künste vor ihnen probuzierte, freuten sie sich, so gute Plätze in der ersten Reihe erhalten zu haben, von wo aus man alles so gut sehen konnte; jetzt hingegen blicken sie nicht ohne Neid auf die Inhaber der oberen Plätze und finden, daß die Höhe, den Gesetzen der Physik zuwider, unten größer ist als in den höheren Regionen.

Sollte dieser Sachem das Blutbad von damals noch nicht vergessen haben? Unmöglich! Lebte er doch von Kindheit auf unter civilisirten Menschen, mit den „Künstlern“ der Dean'schen Truppe! Diese Umgebung und fünfzehn Jahre Künstlerleben, Gasbeleuchtung und Applaus konnten nicht ohne Einfluß auf den jungen Wilden geblieben sein. Sie selbst, die Honoratioren von Antilope, befinden sich doch auch nicht in ihrem Lande, sondern fern von der alten Heimat, und denken an dieselbe auch nicht mehr als „Business“ es gestattet. Vor allen Dingen muß man eben ans Essen und Trinken denken, dann erst an das alte Vaterland — diese ewige Wahrheit muß in gleicher Weise jeder Philister wie der letzte der Schwarzen Schlangen beherzigen.

In diesen Gedanken wurden die Zuschauer durch ein wildes Heulen im Stall gestört — und in der Arena erscheint der so ungeduldig erwartete Sachem. Im Circus wird's todtenstill, man hört nur das Zischen des bengalischen Feuers. Aller Augen richten sich auf den Indianer, welcher auf den Gräbern seiner Väter aufzutreten soll. Stolz und erhaben steht er da wie ein wirklicher Königssohn. Von den Schultern der schönen jugendlichen Gestalt hängt ein Hermelinmantel herab, das Abzeichen seiner Würde. Das wie aus Kupfer gegossene Gesicht hat Aehnlichkeit mit einem Adlerkopf; in diesem Gesicht leuchten mit kaltem Glanz ein Paar echter Indianer Augen — ruhig, gleichgültig und dennoch unheimlich. Mit diesen Augen blickt er jetzt um sich, als wollte er sich aus der Verammlung ein Opfer wählen, denn bewaffnet ist er vom Kopf bis zur Behe. Auf dem Kopfe weht ein Federbusch, am Gurt hängt ein Beil und ein Skalpirmesser, aber an Stelle des Bogens hat er eine lange Balancierstange in der Hand, welche ihm zur Erhaltung des Gleichgewichts während seiner Produktionen auf dem Seil dient. In der Mitte der Arena bleibt er stehen und läßt sein Kriegsgeschrei ertönen — das Kriegsgeschrei der Schwarzen Schlangen! Diejenigen, die es damals gehört, haben dieses schreckliche, markerlöschende Heulen nicht vergessen. Aber sonderbar! Diejenigen, die vor fünfzehn Jahren keine Furcht vor tauend ebenbürtigen Kriegerern empfanden, zittern heute angesichts eines Einzigen!

Der Direktor nähert sich dem Wilden und spricht mit ihm

einige Worte, als wollte er ihn beruhigen. Das wilde Thier fühlt die Ueberlegenheit seines Bändigers: die Rede des Direktors wirkt, denn gleich darauf befestigt der Sachem das Seil, welches sich unter der Last seines Körpers biegt; zuweilen entwindet es dem Auge des Zuschauers und dann scheint der Indianer frei in der Luft zu schweben. Er geht gleichsam bergauf, er geht vorwärts, macht einen Schritt rückwärts und bewegt sich dann wieder vorwärts, indem er mit der Stange das Gleichgewicht regulirt. Er fällt! — doch nein! Ein kurzer, gedämpfter Aufschrei erschallt im Publikum, der aber ebenso plötzlich verstummt. Das Gesicht des Sachem wird immer drohender, immer schrecklicher, seine Augen funkeln immer unheimlicher. Die Unruhe der Zuschauer wird immer größer, im Circus aber herrscht Todtenstille. Der Sachem nähert sich dem andern Ende des Seiles, er bleibt stehen und beginnt plötzlich ein Kriegsgesang zu singen. Sonderbar! Der Häuptling singt englisch! Er hat wahrscheinlich die Sprache der Schwarzen Schlangen verlernt. Niemand achtet auf die Sprache, in der er singt. Alle hören mit gespannter Aufmerksamkeit dem Liede zu, welches zu einem mächtigen Wehklagen anschwellt. Er singt:

„Sobald die großen Regenfälle zu Ende waren, zogen alljährlich fünfhundert Krieger aus Chiabatta ins Feld, um mit den Feinden zu kämpfen, oder in die Wälder, um Wild zu erbeuten. Von den Feldzügen kehrten sie heim mit den Stalpen ihrer Feinde geschmückt, von der Jagd brachten sie Fleisch und Büffelhäute, und ihre Weiber freuten sich der Rückkehr ihrer Männer und tanzten zu Ehren des großen Geistes. Chiabatta war glücklich! Die Frauen arbeiteten in den Wigwams, die Kinder wuchsen zu schönen Mädchen und tapferen Jünglingen heran. Die Krieger starben auf den Schlachtfeldern und gingen dann mit den Geistern ihrer Väter in das Silbergebirge jagen. Ihre Weiber waren nie mit Blut von Frauen und Kindern besudelt, denn die Krieger von Chiabatta waren edle Männer. Chiabatta war mächtig bis die weißen Männer von jenseits des großen Wassers kamen und mit Feuer und Schwert Chiabatta vernichteten. Die Schwarzen Schlangen wurden aber nicht im offenen Kampfe von den weißen Männern besiegt, sondern wie die Schakale schlüpfen sich die Weissen bei Nacht ein und haben schlafende Männer, Frauen und Kinder ermordet. Chiabatta ist nicht mehr, denn auf seinen rauchenden Trümmern haben die Weissen ihre steinernen Wigwams erbaut. Aber die Geister der Ermordeten und das abgebrannte Chiabatta ruft um Rache!“

Die Stimme des Indianers wurde heiser. Hoch oben auf dem Seil schien er in dieser blutrothen Beleuchtung wie ein über den Köpfen der Menge schwebender Dämon der Rache. Der Direktor selbst war unruhig geworden. Die Todtenstille dauerte fort, der Häuptling sang weiter:

„Vom ganzen Stamme blieb nur ein Kind am Leben. Klein und schwach war es, aber es schwor dem Erdengeist, daß es sich rächen wird, daß es die Leichen von weißen Männern, Weibern und Kindern, daß es Blut und Feuersbrünste sehen muß!“ ...

Die letzten Worte klangen in ein wüthendes Heulen aus. Im Circus wurde es lebendig. Tausend Fragen ohne Antwort drängten sich den Zuschauern auf. Was wird dieser wüthende Tiger thun? Was verkündet er? Wie wird er sich rächen? er? ganz allein? — Bleiben? oder stehen? oder sich vertheidigen? aber wie?!

Plötzlich wurde das Haus durch ein unmenürliches Heulen erschüttert und in demselben Augenblick erhob der gerade unter dem großen Kronleuchter stehende Häuptling drohend seine Stange. Ein Gedanke bemächtigte sich aller Anwesenden: der Wüthende wird den Kronleuchter zertrümmern und Ströme brennenden Petroleum über seine Feinde ergießen. Aber was ist das?! in der Arena laufen alle dem Ausgange zu und rufen: „Halt, halt!“ ... Der Häuptling ist verschwunden! Er ist vom Seil herabgesprungen und in der Ausgangstür verschwunden. Er hat also das Haus nicht in Brand gesteckt? aber wo ist er?!

In diesem hangen Augenblick betritt er wieder die Arena, erschöpft, wüthend, schrecklich. In der Hand hat er nicht mehr die Stange, sondern eine Blechschüssel, die er den Zuschauern vorhält mit der flehenden Bitte: „Ich bitte für den Letzten der Schwarzen Schlangen!“

Das Publikum athmet erleichtert auf. Das war also Alles im Programm?! Das war auf Effect berechnet?! Der Sachem wird reichlich beschenkt, seine Schüssel füllt sich mit Dollars. Wie könnte man auch dem Letzten der Schwarzen Schlangen seine Bitte abschlagen? und noch dazu in Antilope, auf den Trümmern von Chiabatta ...

## Bunte Zeitung.

**Vor 25 Jahren.** Mitte Juni kehren die Tage wieder, in denen 1866 der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich zum Ausbruch kam. In der Nacht vom 11. zum 12. Juni ging F. M. v. Gablens, dessen Vage in den Herzogthümern die allerschwerste geworden war, mit seinen Truppen, der Uebermacht der preussischen Truppen unter General v. Mantuffel weichend, nach Garburg, von wo sie in den nächsten Tagen mittels Eisenbahn nach Süddeutschland transportirt wurden. Am 14. Juni fand die denkwürdige Bundeslösung statt, in welcher auf Antrag Oesterreichs über die zu bewirkende Mobilmachung sämtlicher nicht zur preussischen Armee gehörigen Corps des Bundesheeres abgestimmt wurde. Mit Oesterreich stimmten Baiern, Sachsen, Hannover, Württemberg, beide Hessen, die 13. und die 16. Kurie. Infolge des Einmarches der preussischen Truppen in Holstein war am 12. Juni der kaiserliche Gesandte am Berliner Hofe, Graf Karolyi, abberufen worden; der preussische verließ einige Tage später Wien und der diplomatische Verkehr zwischen beiden Mächten war abgebrochen. Am 15. Juni erklärten die preussischen Gesandten an Sachsen, Hannover und Kurhessen den Krieg, nachdem die Regenten das Anerbieten Preußens zurückgewiesen hatten. Am 18. Juni erfolgte der Aufruf König Wilhelms: „An mein Volk!“ Am 26. Juni fanden schon die ersten Gefechte in Böhmen, bei Hühnerwasser und Bobol, und die Schlacht bei Langensalza statt, denen an den beiden nächsten Tagen die Gefechte von Trautenau, Nachod, Münchengrätz und Skalitz und am 3. Juli die Entscheidungsschlacht von Königgrätz folgten.

**Vom Jarenbesuch in der mostauer Ausstellung.** Der mehrstündige Besuch, den der Zar und die Zarin nebst zahlreichem Gefolge der mostauer Ausstellung abtrotten, wurde durch einige Zwischenfälle illustriert. An dem Nachmittage, wo der Rundgang stattfand, war die Hitze ungemein drückend und in den glasbedeckten Ausstellungsgalerien besonders empfindlich. Die erlauchten Gäste schwitzen auch wie gewöhnliche Sterbliche. Der Zar lüftete wiederholt seine Uniformkappe und fuhr sich mit dem Taschentuche über die Stirn. Die Kaiserin spielte mit dem Fächer. Das Alles nützte aber nichts. Da erbarmte sich eine resolute französische Parfümeriehändlerin, welche vor ihrer Auslage stand, des erhitzen Herrscherpaares. Sie sagte einen „Vaporisateur“ und bespritzte die Kaiserin mit erquickendem und wohlriechendem Kölnwasser. Zuerst großes Entsetzen im Gefolge, aber die Kaiserin athmete erleichtert auf und dankte der Französin mit huldvollem Nicken. Jetzt streckte der Zar ebenfalls den Kopf vor und die Parfümerie wiederholte ihr Bombardement. Der Rundgang wurde fortgesetzt, die Hitze wurde stärker; da man an den Buffets verschiedener Champagner- und Weinfirmen vorbeidritt, ichten der Kaiser offenbar nach einer Kostprobe der Flüssigkeiten zu suchen. Die Polizei hatte den Ausstellern auf das strengste untersagt, dem Kaiserpaare irgend eine Erfrischung anzubieten — wer weiß, ob nicht irgend ein in den Buffets als Kellner engagierter Nihilist die Gelegenheit ergriffen hätte, um den Sekt oder das Scharbet mit irgend einer fatalen Mischung zu versetzen! Aber auch diesmal gab es einen beherzten Aussteller, der sich um die Anordnungen der Polizei durchaus nicht scheerte, zum nächsten Buffet lief und mit zwei Krügen Limonade und Schwarzbier zurückkehrte. Die Hasi, mit welcher der Kaiser zwei Gläser dieser Getränke leerte, und seine befriedigte Miene zeigten, was für Tantalusqualen ihm die Verordnungen seiner Polizei bereitet hatten. Auch die Kaiserin und das Gefolge sprachen dem Gebotenen eifrig zu und sichtlich erfrischt setzte Väterchen seinen Rundgang fort.

**Wie viele „G“ sind in Schillers „Glocke“?** Diese kurzweilige Frage wurde vor einigen Tagen durch eine in mehreren Wiener Witzblättern erschienene Anzeige aufgeworfen, und auf die richtige Beantwortung derselben ein Preis von 100 M. oder 60 St. v. W. gesetzt, nur mußten jeder bezüglichen Einsendung 60 Kr. in Briefmarken beigelegt werden; die Lösungen waren entweder an Alfred Reiner in London oder an W. Reiner in Wien, Darwingasse 30, zu adressiren. Unter letzterer Adresse giebt es thatsächlich einen Pferdehändler Wilhelm Reiner, der nicht wenig überrascht war, im Laufe einiger Tage eine Anzahl von Zuschriften zu erhalten, welche ihn insgesammt darüber belehren wollten, daß des unsterblichen Schillers meisterhaftes Gedicht „Das Lied von der Glocke“ so und so viele „G“ enthalte. Herr Reiner war nämlich weder der Aufgeber jener Anzeige, noch hatte er sie auch nur gelesen oder gesehen. Wie groß war daher sein Erstaunen, als er eines schönen Tages zur Polizei vorgeladen und um Auskunft darüber erlucht wurde, was es mit der Anzeige für eine Bewandniß habe? Ein Blick auf die londoner Adresse genügte, um Hrn. Reiner zu belehren, daß ein naßer Verwandter, ein etwas leichtfertiger Junge, der schon einige derartige gentile Streiche ausgeführt, der Urheber der ganzen ihm so mythenlos erschienenen Geschichte war. Natürlich machte er sich anbeifig, das Verschwinden der verhängnißvollen Anzeige zu veranlassen und gleichzeitig dürfte er wohl auch dem übermüthigen Bürschchen

in London bedeutet haben, derartige Scherze in Zukunft zu unterlassen.

**Die menschlichen Gesichtszüge.** Es ist bekannt, daß seelische Aufregungen sich im menschlichen Gesicht abspiegeln. Wer wüßte nicht, wie seelische Eigenschaften, als Haß, Liebe, Geduld, Gleichmuth, Trübseligkeit, Freude, Trauer, Schmerz, Furcht, Schreck, Andacht, Entschlossenheit, Mutlosigkeit, sich im Antlitz des Menschen ausprägen und anderen die seelische Stimmung verrathen. Wirken solche stark bewegende seelische Zustände andauernd, so hinterlassen sie im Antlitz ihre Spuren in Gestalt von Falten und Fältchen, die gewissermaßen eine Schrift bilden, deren Entzifferung häufig möglich ist. Der italienische Gelehrte Mantegazza giebt hierüber einige Aufschlüsse durch folgende einfache Beispiele: In der Regel erscheinen die Runzeln mit dem Alter von 40 Jahren. Senkrechte Falten zwischen den Augen deuten auf Nachdenken und Sorgen. Gebogene Falten der Stirn über der Nasenwurzel und zwischen den obengenannten senkrechten Falten, sowie wagrechte Stirnfalten verrathen heftige körperliche oder geistige Leiden; sie sind die Furchen, welche der Gram gezogen hat. Die sog. Krähenfüße neben den Augen berichten, daß das vierzigste Jahr überschritten wurde, während die Falten an der Nase, von denen die nach den Mundwinkeln herabsteigenden zuerst erscheinen, Zeichen des vorgeschrittenen Alters sind. Ebenfalls sind die Runzeln der Waden in der Nähe der Ohren die Verkünder höheren Alters. Die Falten endlich im oberen Augenlid erzählen von Kummer und Sorge. Maler, welche, um zu schmeicheln, die Runzeln fortzutoucheiren, löschten die Schrift des Antlitzes aus, deren künstlerische Wiedergabe einem Porträt geistiges Gepräge giebt. Daher kommt es, daß ein mit allen Details gemalter Charakterkopf durch seine Wahrheit anziehend wirkt, wogegen ein verhöhtes Gesicht kalt läßt und geistlos erscheint, weil ihm die Runenschrift fehlt, die das Leben darauf schrieb.

**Ein Kuriosum.** Oberbeck, der bekannte in Rom verstorbene Historienmaler, hat vor anderen Sterblichen das Vorrecht, in Lüneburg in zwei verschiedenen Säulern geboren zu sein. Seit einem Menschenalter befindet sich nämlich an dem Hause Königstraße 76 unter dem Reliefbilde des Malers die Inschrift: „Hier wurde Friedrich Oberbeck am 1. Juli 1789 geboren.“ Eine Tafel gleichen Wortlautes wird nun gegenwärtig an dem Hause Sandstraße 22 angebracht, da, aus welchen Quellen ist vorläufig nicht bekannt, nachgewiesen sein soll, daß dies das richtige Geburtshaus sei.

**Zeitkrank.** „Also Sie wollen in diesem Jahr ins Bad — was fehlt Ihnen denn?“ — „Ich weiß es nicht — ich bin nervös.“ — „Haben gewiß zu viel gearbeitet.“ — „Keine Ahnung — ich bin Kenner, thue gar nichts — außer Statpielen.“ — „Ach so, dann sind Sie wahrscheinlich überreist.“

## Wissenschaft. Kunst. Literatur.

**Grote'sche Allgemeine Weltgeschichte** von Theodor Flathe, Gustav Herzberg, Ferd. Junli, F. von Hugel-Hartung, Hans Prutz und Martin Philippon. 12 Bände, in Lieferungen zu 1 M. Mit 100 Karten und über 3000 authentischen, kulturhistorischen Abbildungen auf Tafeln und im Texte. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Mit den inzwischen erschienenen Lieferungen 112-129 ist der neunte Band des Werkes fertig geworden, der, als III. Theil der Geschichte der neueren Zeit, das achtzehnte Jahrhundert behandelt. Was die geistvolle Darstellung besonders werth macht, ist, abgesehen von der Gründung auf originelle Studien und Forschungen, das Hervorheben der allgemeinen Gesichtspunkte, welche die weltgeschichtliche Bedeutung der behandelten Periode nie aus dem Auge läßt. Das achtzehnte Jahrhundert trägt wie einzelne andere Perioden unserer abendländischen Geschichte, ein vorzüglich charakteristisches Gepräge, indem es eine einzige und eigenartige Rolle in der großen historischen Entwicklung spielt. Wir dürfen heute nicht vergessen, daß wir im großen und ganzen lediglich auf den Bahnen wandeln, welche das achtzehnte Jahrhundert uns vorgezeichnet hat. Alle unsere politisch-gesellschaftlichen Ideale hat dasselbe bereits geschaffen; ebenso wie die Gewissens- auch die staatliche und soziale Freiheit aller Individuen. Der Preis des vorliegenden Bandes ist, wie der der bisher erschienenen, elegant in Halbfrz. geb. 14 M. Das ganze Werk kann aber auch in Lieferungen zu 1 M. bezogen werden.

**Schön Schwarzhärchen.** Lebensbeschreibung eines Werdes von A. Sewell. Nach der 28. Auflage des Originals übertragen von Wilhelm Engelbrecht. Dresden 1891, Verlag von Otto Brandner. 1.75 M.

**Fürstin Eholi.** Historischer Roman von Hans Barlow. Zwei Theile in einem Bande. Berlin 1891, Otto Jante.